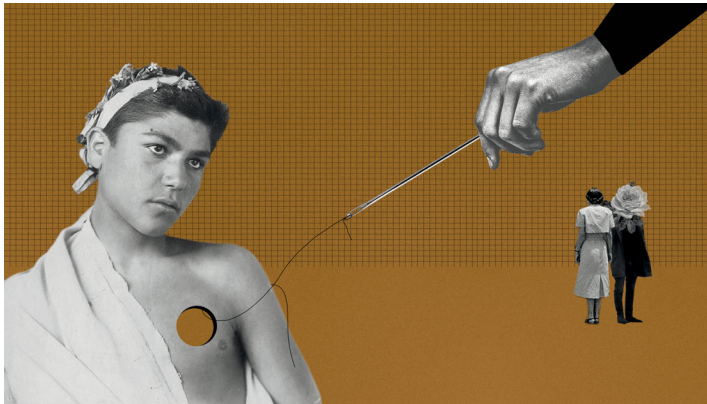


Acting Straight: Ein Text für meinesgleichen

Raeef al-Shalabi



Allmählich verlor alles seinen Sinn. Das ständige Lügen, es laugte mich aus. Ständig so zu tun, als ob. Diese gewaltige Einsamkeit. Eines Morgens wachte ich auf, und ich wünschte mir, ich wäre im Schlaf gestorben. Schließlich habe ich 37 Schlaftabletten der Marke *Ambien* geschluckt, ehe die Angst mich doch noch besiegte – die Angst vor dem Tod und vor der Frage, wie es für meine Mutter sein würde, wenn der einzige Sohn sich das Leben nähme, weit weg von ihr, irgendwo im Ausland, mit gerade einmal 26 Jahren.

Wenige Monate nach dieser furchtbaren Nacht kehrte ich nach Syrien zurück. Und ohne lange zu zögern, oder nach dem langen Zögern

eines ganzen Lebens, ergriff ich die erstbeste Gelegenheit und fuhr nach Beirut. Ich wollte einen palästinensischen jungen Mann suchen, den ich von früher kannte, über den mir später erzählt wurde, er lebe offen schwul. Als ich ihn endlich fand, offenbarte ich mich ihm. In wenigen Sätzen, die ich unter Nuscheln und Stocken hervorbrachte. Was ich dabei fühlte, war mir neu. Es war, als nähme mir jemand tonnenschwere Felsen von Brust und Schultern.

Amer, so hieß er, stellte mich seinen Freunden vor, die stellten mich wieder ihren Freunden vor, und bald frequentierte ich jene neuen Bars, die für Schwule und Lesben aus der Mittelschicht konzipiert waren. Denke ich heute an jene Orte zurück, so bemerke ich, wie gewöhnlich, brav und anständig sie gewesen sind. Aber damals waren sie außergewöhnlich für mich. Libanes*innen mit unterschiedlichsten regionalen und konfessionellen Hintergründen verkehrten dort und wenn der soziale Kitt auch Ähnlichkeit war, eine Ähnlichkeit der sozialen Herkunft und der Bildung, die den feiernden Gruppen oft anzumerken war, so wurde es in den lautereren, volleren Nächten durchmischer. Da kamen Syrer*innen und Palästinenser*innen, Heteros, Queers, teils aus der Arbeiter*innenschicht, die sich den Job hinter der Theke mit den Libanes*innen teilten, während die Stammkundschaft sich eher aus der gehobenen oder zumindest der mittleren Einkommensklasse zusammensetzte. Da waren auch Jordanier*innen, Iraker*innen, Ägypter*innen und Leute vom Golf, die entweder unter Beirut-Fans fielen oder regelmäßige, saisonale Besucher*innen waren, aber es gab auch ausländische Tourist*innen aus der ganzen Welt.

Alle gaben sich Mühe, schön und elegant auszusehen. Die Atmosphäre war ungezwungen und heiter, ohne aber ins Trashige zu kippen – zumindest galt dies nach den Maßstäben der globalisierten Schickeria, die dort ein- und ausging. Begegnete man dort zwei jungen Frauen auf ihrem dritten Date oder zwei mittelalten Männern, die seit fünfzehn Jahren als Paar lebten, konnte man für einige Augenblicke das Gefühl haben, in einer gänzlich anderen arabischen Welt gelandet zu sein. Einer Welt, die nicht von einer erbärmlichen Sexualmoral beherrscht wird, in der Queersein längst keine Frage mehr ist und dass, was Volljährige im gegenseitigen Einverständnis miteinander taten, ohne je-

mandem zu schaden, die anderen nichts weiter anging. Man konnte sich dort einfach so geben, wie man ist. Für Momente bekam man Luft, konnte durchatmen.

Erst Jahre später konnte ich Heteros gegenüber offen zu meinem Schwulsein stehen. Hätte man mir damals erzählt, ich würde eines Tages öffentlich und explizit über meine Sexualität sprechen, hätte ich das für einen schlechten Witz gehalten, oder ich wäre davon ausgegangen, ich hätte mich auf verstörende Weise verhält. Bis vor nicht allzu langer Zeit wollte ich nichts weiter als in Ruhe gelassen zu werden. Bloß einen kleinen Bereich sollte es geben, wo ich nicht zu lügen, mich nicht zu verstellen brauchte. Eine marginale Fläche, markiert durch die Schnittmenge zwischen der queeren Sphäre, in der ich mich weiterhin nur heimlich bewegte, und den paar Heteros, die mir nahestanden, die ich an einer Hand abzählen konnte. Eine Fläche, die mich mit einem Überlebensvorrat an Freundschaft, Liebe und Sinn versorgte. Im Gegenzug akzeptierte ich, außerhalb jener Fläche nach den allgemeinen Spielregeln zu leben. Meine Befreiung verfolgte nichts weiter als das absolute Minimum, ihr einziges Ziel war mein Überleben als Individuum. Die anderen Schwulen und Lesben gingen mich nichts an, und Queerness als politisches Anliegen schon gar nicht.

Wenn ich mir diese Haltung heute ansehe, weiß ich, dass dahinter ein riesiger Haufen Pessimismus stand. Denn damit ein Mensch überhaupt für eine bestimmte Sache kämpfen und somit sein Leben, seinen Ruf und das Glück seiner liebsten Mitmenschen aufs Spiel setzen kann, muss er ja überhaupt erst einmal glauben, zumindest ein bisschen, dass sein Kampf einen Sinn ergibt. Irgendwo tief in sich drin muss er das Gefühl haben, dass es zu einer Verbesserung der Situation führen könnte, all das zu riskieren, zu einem würdigeren Leben, zu einer freieren und gerechteren Gesellschaft. Ich glaubte damals an nichts davon. Im Gegenteil war ich der festen Überzeugung, jene libanesischen Bars wären das Höchste, das man sich auf diesem Fleckchen Erde wünschen könnte.

Ich hielt es für das Beste, den Dingen ihren gewohnten Lauf zu lassen, jenen nämlich, den sie seit Jahrtausenden genommen hatten, hinter diskreten Wänden, fest behütet im Schweigen – statt Hirngespins-

ten über Coming-Outs nachzujagen, von Gleichberechtigung zu fantasieren und sich juristische Fachbegriffe anzueignen, mit denen man über Menschenrechte diskutieren kann. Und so wie der Planet Erde um eine gigantische, grelle Sonne kreist, stand im Zentrum meiner pessimistischen Grübeleien stets derjenige, der für mich die Verkörperung aller Macht war, aller Eitelkeit, aller Gewalt, aller Privilegien und des allgegenwärtigen Hasses, dessen Klinge für immer und ewig an meinem Hals liegen würde: der heterosexuelle Mann. Der, dem Majestät und Ehre gebühren. Noch wenige Wochen, bevor ich diesen Essay zu schreiben begann, hatte ich, um ehrlich zu sein, keinem einzigen heterosexuellen Syrer offenbart, dass ich schwul bin. Ich war felsenfest davon überzeugt, dass ich mich, würde ich das tun, sofort einem wilden Schakal gegenüber fände, der stolz auf seinen Hass auf mich wäre, oder einem Fuchs, dessen Hass jederzeit in Hohn und Verachtung umschlagen kann.

»There are two kinds of straight people in the world«, sagt Brian Kinney, Hauptdarsteller der US-amerikanischen Fernsehserie *Queer as Folk*, die das Leben von fünf schwulen Männern im Pittsburgh der frühen 2000er erzählt. »Those that hate you to your face and those who hate you behind your back.«

Neben meinem Pessimismus war da noch etwas Anderes: Der Wunsch, mich zu assimilieren, saß tief. Eine Art Instinkt, mich besser den Spielregeln anzupassen, blind geleitet von der Hoffnung, ich würde mir so die Akzeptanz meiner Mitmenschen verdienen.

Denke ich heute an jene ersten Jahre zurück, jene Zeit, als ich gerade erst damit begann, mein Schwulsein zu akzeptieren, fällt es mir wie Schuppen von den Augen, dass ich damals noch immer eine Mischung aus Schmach und Minderwertigkeit aufgrund meiner Sexualität empfand. Ich war wie einer, der im Begriff war, an sich selbst eine vermeintliche körperliche Missbildung zu akzeptieren und der nun angestrengt versuchte, sich davon nicht länger behindern zu lassen. Wenn ich schon kein Hetero sein konnte, dann wollte ich wenigstens das sein, was einem Hetero am nächsten kam: ein schwuler Mann, dessen Schwulsein der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft so gut wie gar nicht auffällt. Ein schwuler Mann, der in der Heterowelt sicher nicht für Irritatio-

nen sorgt, indem er sein Schwulsein zum Thema macht. Ein schwuler Mann, der sein Schwulsein nicht zum Politikum macht, sondern der sich, im Gegenteil, bemüht, der Gesellschaft zu beweisen, dass er gut ist, *obwohl* er schwul ist.

Im Kern all dessen steht die Problematik der Männlichkeit. Mein Leben lang, von Kindesbeinen an, bin ich auf der Flucht gewesen: vor meiner vermeintlichen Unfähigkeit, soziale Männlichkeit zu performen. Dass ich in Wahrheit erfolgreich war darin, wurde mir ausgerechnet in dem Moment klar, als ich mir eingestand, dass ich schwul bin. In den Bars in Beirut, während der Abende in Damaskus und auf den Dating-Apps, die damals beliebt waren, sahen mich jene Männer, die auf *Maskulinität* fixiert waren, als einen von ihnen an. Eitel und zufrieden stellte ich fest, dass ich in der Schwulenwelt mit all ihrer bunten Vielfalt als maskuliner Mann gelesen werde. Hirnverbrannte Homophobe verstehen davon nur Bahnhof, sind sie doch der Ansicht, ein schwuler Mann sei per definitionem feminin.

Dabei gibt es tatsächlich viele Männer, die sich zum gleichen Geschlecht hingezogen fühlen, denen man in gewissen Zusammenhängen attestiert, man »sähe ihnen ihr Schwulsein gar nicht an«, die sich derlei Bescheinigungen oft auch bereitwillig ans Revers heften. »Der ist total maskulin, »kommt wie ein Hetero rüber«, »ist ein Macho«, »überaus diskret«, »also äußerlich merkt man ihm das gar nicht an«. Solche Beschreibungen zirkulieren unter schwulen Männern als positive Attribute, die für sich selbst angestrebt oder auch bei Partnern gesucht werden. Dem dürfte eine bunte Mischung aus diversen Haltungen zugrundeliegen: die sozial und historisch bedingte Disposition, die Attraktivität und Schönheit eines Mannes in erster Linie mit seiner *Kraft* und *Maskulinität* zu verbinden; das Vorliegen tiefer seelische Wunden, welche Männer seit ihrer Kindheit und Pubertät mit sich tragen und die dazu führen, dass sie ihre *Maskulinität* in den Vordergrund rücken, mitunter auf regelrecht obsessive Weise; und zuletzt sicherlich das pragmatische Motiv, den Vorurteilen der Gesellschaft zu entgehen und ihrem Zorn auszuweichen, der einem jederzeit gefährlich werden kann, außer eben, wenn man unsichtbar bleibt. Wobei das natürlich alles nur

Hypothesen sind, die auf persönlichen Beobachtungen und Eindrücken beruhen.

Sicher aber ist, dass dieses komplizierte Gemisch dazu beiträgt, in queeren Communities restriktive Vorstellungen zu reproduzieren. Darüber, was es heißt, weiblich oder männlich zu sein. Welches Verhalten und Auftreten männlich ist – und welches definitiv nicht. Wer männlich ist – und wer unmännlich, beinahe weiblich. Solche binärgeschlechtlich geprägten Annahmen führen bei vielen Schwulen, die sich selbst als *maskulin* sehen, zu einem gewissen Unbehagen, einer gewissen Kälte, zu Ablehnung und Überheblichkeit bis hin zu offenem Hass gegenüber denjenigen Schwulen, die sie als effeminiert, als Tunten, als Aufgeflogene oder, unterm Strich: als Frauen betrachten. Und anstatt sich in einem öffentlichen Befreiungskampf zu engagieren, bei dem sie mit den Genannten in einer Reihe stünden, wännen sich viele jener selbstgewissen Repräsentanten der *Maskulinität* durch ihre klischeehafte Lebensweise vor jeglicher Unterdrückung sicher. Ein paar Extremfälle glauben sogar, die Ursache des Problems sei gar nicht die heteronormative Gesellschaft, sondern das wären die Tunten, die mit ihrer Effeminierteit den Ruf der Schwulen in den Dreck zögen und so deren Akzeptanz bei den Heteros verhinderten.

Bewusst habe ich solche Gedanken nie übernommen. Aber ich habe stets enorm auf meine *Maskulinität* geachtet und mich dabei von jeglichen Personen ferngehalten, die irgendwie Blicke auf sich ziehen könnten. Heute erkenne ich, dass meine damalige Haltung durch *Taqiyya* geprägt war: Ich habe mich arg verstellt. In gewisser Hinsicht, so ehrlich muss ich sein, war sie zudem geprägt von: Mittäterschaft.

Erst im Rückblick konnte ich meinen damaligen Pessimismus und meinen Assimilationstrieb wahrnehmen. Während der Jahre ihrer Totalherrschaft über mich war ich mir ihrer nicht bewusst. Wessen ich mir hingegen durchweg bewusst war, war eine dritte Logik, die mich abermals daran hinderte, mich für queere Menschen und ihre Lebensumstände als soziales und politisches Anliegen zu interessieren. Nennen wir sie die Logik des Verschiebens – nämlich zugunsten anderer Prioritäten. Seit meinen ersten Abstechern in jene besagten Beiruter Bars und deren diverse Parallelwelten lernte ich unter anderem eine

bestimmte Art von Leuten kennen: junge Männer und Frauen aus der LGBTQ+-Szene, die vor aller Welt offen zu ihrer Sexualität standen, die sich häufig auch in Vereinen organisierten und beharrlich Demos und Aktionen planten, um auf die zu erkämpfende Freiheit und Gleichberechtigung im Kontext von sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität aufmerksam zu machen.

Ich war zwar beeindruckt von ihnen, gleichzeitig aber zweifelte ich an der Priorität ihres Kampfes in unserem arabischen Kontext. Halb ernst, halb ironisch pflegte ich sie zu fragen, wie sinnvoll es überhaupt sei, sich für die Rechte von queeren Personen in einer Region einzusetzen, wo niemand Rechte hat – weder Heteros noch Frauen, weder Mehrheiten noch Minderheiten. Ob es nicht sinnvoller wäre, schlug ich vor, erst einmal für die Rechte aller Menschen zu kämpfen und einen Nenner zu finden, den alle gemeinsam haben – und den Genderkampf auf irgendwann später zu vertagen? Und war es nicht auch so, dass der queere Kampf seine größten Siege in Ländern errungen hatte, wo Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und das Vokabular politischer und zivilgesellschaftlicher Rechte ohnehin schon fest verwurzelt waren? Wäre es demnach nicht besser, unsere Kraft in diese allgemeineren Fortschritte zu investieren, bevor wir uns in einem partikulären Kampf engagieren, in dem wir noch dazu so gut wie keine Verbündeten haben?

Dachte ich an queere Menschen in Syrien, stellte ich mir dabei immer Leute vor, die mir oder den Leuten in meinem Freundeskreis glichen: junge Männer und Frauen aus der Mittelschicht, Akademiker*innen, die in Städten lebten, vermutlich ganz gut Englisch sprachen und generell auf dem Laufenden waren über Filme, Serien und Musik und alles, was die globale Popkultur sonst noch so hervorbrachte. Mit anderen Worten: globalisierte junge Menschen, die in der Lage waren, sich an den globalen Diskursen für LGBTQ+-Rechte zu beteiligen und die sich davon nur allzu gerne inspirieren ließen, immerhin waren auch sie Opfer derselben viktorianischen Sexualmoral, gegen die sich jene Kämpfe richteten.

Theoretisch wusste ich natürlich, dass Homosexualität überall vorkam, ob gelebt oder nicht. Auch außerhalb jener spezifischen sozialen Klasse, der meine urbanen Freunde angehörten, fand sie statt – zwi-

schen Frauen und zwischen Männern, zwischen Armen, weniger Armen, in den alten Vierteln von Damaskus und Aleppo, in jeder anderen Stadt, jedem Dorf und jeder Provinz. Allerdings habe ich mich gefragt, ob einem Menschen, der in jenen Welten gleichgeschlechtliche Beziehungen auslebte, seine Rechte als queere Person überhaupt etwas bedeuteten. Ob er sich als Schwuler bezeichnen würde, ob ihm das Wort *schwul* überhaupt geläufig war. Insgeheim war ich felsenfest davon überzeugt, dass es eine wahnsinnig elitäre Sache sei, von Schwulerechten zu sprechen. Eine Sache, die innerhalb der breiten Bevölkerung nicht einmal den Schwulen selbst etwas bedeutete. Im Umkehrschluss befand ich, dass es nicht nur vorschnell wäre, das Thema auf den Tisch zu bringen, sondern sogar gefährlich, weil es der queeren Gemeinschaft schaden könnte. Es würde die Aufmerksamkeit der konservativen Kräfte auf sie lenken, unter deren Radar sie seit jeher existiert hatte, ohne bemerkt zu werden. Nebeneinanderher zu leben, unbehelligt, würde nicht länger möglich sein.

Bis vor kurzem war dies meine Überzeugung. Ganz verlassen haben sie mich noch nicht, Gefühle und Gedanken wie diese, denn auf die eine oder andere Art sitzen sie fest. Innerlich ringe ich mit ihnen und sie mit mir, bis sie mir doch wieder heimlich entwischen, in einem unreflektierten Verhalten, einem unbedachten Satz oder einer spontanen Reaktion. In stillen Momenten kommen sie zurück. Dann sind sie ruhiger, aber doch resolut.

Noch immer habe ich einen harten Kern aus Pessimismus. Nimmt man es genau, besteht dieser fast nur mehr aus instinktivem Misstrauen. Ich fühle mich noch immer latent unwohl, wenn ich mich in der Öffentlichkeit unter Schwulen befinde, *denen man es ansieht*. Höre ich eine Aufnahme meiner Stimme, bin ich schlagartig genervt, weil ich einfach nicht das Gefühl loswerde, dass sie nicht rau und *maskulin* genug klingt. Bei all diesen Dingen sind mein Misstrauen und mein Assimilationstrieb so engmaschig verstrickt miteinander, dass ich sie oft kaum entwirren kann. Höre ich von einer positiven Errungenschaft in Richtung Freiheit, Würde und Gleichberechtigung, von einem kleinen Sieg meiner queeren Leidensgenoss*innen irgendwo auf der Welt, bremsen sie mich selbst in meiner Zuversicht. Dann erinnere ich mich daran,

dass im Deutschland der Zwanziger die Schwulen ja auch ihre Clubs und Bars gehabt hatten, dass sie sich überhaupt erstaunlich frei bewegen konnten. Und daran, wie präsent sie in der Gesellschaft gewesen sind, bevor man sie nur wenige Jahre später in die Konzentrationslager steckte.

Mache ich die Bekanntschaft eines heterosexuellen Mannes, gehe ich automatisch davon aus, dass er eine potentielle Gefahrenquelle ist. Dann versuche ich mich zu schützen, indem ich mich am Rockzipfel der *Maskulinität* festklammere und mich den Spielregeln entsprechend verhalte. Treffe ich mich mit befreundeten Aktivist*innen, werfe ich bei jeder Gelegenheit ein, dass die Belange der LGBTIQ+-Community nicht von den Belangen der restlichen Menschheit getrennt sein dürfen. Beharrlich und vermutlich nicht, ohne dabei zu nerven, werfe ich die Frage auf, ob ihr Narrativ von der Befreiung seinem Anspruch gerecht werde, die Lebensrealität aller widerzuspiegeln, oder ob es deren Repräsentation nur behauptet. Aber ich habe mich verändert. Oder etwas hat mich verändert: das menschliche Erdbeben, das Syrien im Jahr 2011 durchrüttelte, das die Wände meiner kleinen Welt einriss, das mich wegfogte, worauf es mich immer weiter forttrieb: in vollkommen andere Welten. Zum allerersten Mal hörte ich von heterosexuellen Syrer*innen, die die queere Causa tatsächlich verstanden und sie vor aller Welt verteidigten. Meist waren es mutige Frauen und Aktivist*innen, wobei sich unter letzteren mitunter auch Männer befanden, die sich gegen repressive, patriarchale Auffassungen von Männlichkeit stellten.

Manche Diskussionen, die ich in den sozialen Medien verfolgte, ließen in mir eine ungewohnte Zuversicht wachsen. Sie ähnelte der kollektiven Zuversicht, die die Demonstrationen in Syrien begleitet hatte. Ich verstand auf einmal, dass der Pessimismus der Unterdrückten in den Händen der Unterdrücker ab einem gewissen Punkt zur tödlichen Waffe wird. Mir wurde bewusst, dass wir sehr wohl Verbündete hatten, die bereit waren, ihre Stimme zu heben, um uns zu verteidigen. Als ich meine eigene Vorsicht und mein eigenes Schweigen gegen ihren Mut und gegen die Lautstärke ihrer Stimmen aufwog, da habe ich mich geschämt.

Dann habe ich, ohne je damit gerechnet oder es geplant zu haben, Syrer*innen eines völlig anderen Schlags kennengelernt: Zaki, Khaled, Mohammad, Wissam, Abdallah, Nuha, Hanan, Lina und noch viele mehr. Ich frage mich gerade, ob es überhaupt angemessen ist, sie als Schwule und Lesben zu bezeichnen. Sicher, das waren sie. Doch zu dem, was sie ausmachte, zählten neben ihrer sexuellen Orientierung ja noch viele weitere Dinge, so wie bei jedem anderen Menschen auch. Sie hatten verschiedene Temperamente, verschiedene Lebensumstände, waren unterschiedlich aufgewachsen und lebten übers ganze Land verstreut: in Homs, in Ghouta, in Yarmouk, in Raqqa, in Aleppo, unter den Massen der Fliehenden und später im Exil: in Beirut, der Türkei und Europa.

Die meisten dieser Leute lernte ich über einen gemeinsamen Nenner kennen, der rein gar nichts mit dem Thema sexuelle Orientierung zu tun hatte. Wir alle unterstützten die Revolution und engagierten uns auf die eine oder andere Weise in deren Kämpfen. Erst später, und zwar präzise der Chronologie folgend, in der man eine geheime Chiffre dekodiert, entdeckten wir jenen anderen Nenner, der uns alle miteinander verband. Ein paar Mutige gab es, die sich bereits vor einem relativ großen Personenkreis als offen queer zeigten, und es gab andere, die eher vorsichtig waren und sich mit einem winzig kleinen Freiraum begnügten, wo sie sie selbst sein konnten. Sie alle waren sich absolut klar darüber, wer sie waren. Sie waren damit im Reinen, und es war ihnen wichtig, das eigene Existenzrecht zu verteidigen. Im Gegensatz zu jenen, die ich davor in Beiruts Bars kennengelernt hatte, waren die meisten von ihnen regional verwurzelt und zutiefst engagiert in den Belangen ihrer Provinzen, Viertel und kleinen Dörfer. Von ihren Träumen, Eskapaden und romantischen Beziehungen sprachen sie ausschließlich in ihrer jeweiligen lokalen Mundart. Sie verstellten sich nicht und quälten sich gar nicht erst mit der Frage herum, ob sie auch repräsentativ genug wären oder ob sie das Recht dazu hätten, als queere Personen auf Freiheit, Würde und Gleichberechtigung zu beharren. Für sie war das keine Frage von komplexen theoretischen Erörterungen, es lag für sie einfach auf der Hand. Man könnte sagen, sie waren lokal verwurzelt und universell ausgerichtet, beides ohne großes Brimborium, ohne das

Gefühl, das Ganze erklären oder problematisieren zu müssen. Es war ihnen selbstverständlich.

Meine komplette Kindheit über hatte ich ein Gefühl totaler Verlassenheit, doch ich konnte es mir nicht leisten zu ergründen, warum das so war. Erst als ich diese jungen Männer und Frauen kennenlernte, habe ich emotional begriffen, dass ich nicht alleine bin. Aus Liebe zu meinen neuen Freund*innen begann ich, mich für LGBTIQA+-Rechte zu interessieren. Die Bindungen, die wir aufbauten, beruhten auf unseren geteilten Geheimnissen und Bekenntnissen. Auf dem existentiellen Horror, der uns derart lange begleitet hatte, dass er irgendwann ein Teil von uns geworden war. Auf den Schwerthieben der Kindheit und Pubertät, die auf unserer Haut tiefe Wunden und darunter noch tiefere Traumata hinterlassen hatten. Auf der Erkenntnis, dass die uns Nächsten zu denen werden können, die zu uns am grausamsten sind, die uns den größtmöglichen Schaden zufügen.

Als einige dieser Freundschaften von der virtuellen in die reale Welt wanderten, erst in Beirut, dann in der Türkei und schließlich in Deutschland, wuchs mein Bekanntenkreis. Schließlich schloss er sogar Leute mit ein, vor denen ich mich früher geekelt hätte, bei denen ich prompt das Weite gesucht hätte, weil ich sie als *Klischeeschwule* betrachtet hätte. Jetzt wurde mir klar, dass sie unter uns mit Abstand die Mutigsten und Stärksten waren. Ich kapierte nun, was es hieß, mit der ständigen Bedrohung zu leben, getötet, geschlagen, verhaftet oder gedemütigt zu werden, während man nichts weiter tat, als raus auf die Straße zu gehen. Ich sah, wie all die Gefahr, mit der sie täglich konfrontiert waren, sie in eine nie versiegende Quelle sarkastischen Humors verwandelte, der über das Leben lachte, über die Mächtigen, über die pikierten Gesichter, über die rigide Moral und zu guter Letzt über sich selbst. Ich spürte Neid, als ich hörte, dass sie, ganz anders als ich, die ihnen eigene Art, ihre besondere Natur, nämlich nicht von Kindesbeinen an mit fieberhafter Vehemenz bekämpft hatten. Dass sie es tatsächlich von einem Augenblick auf den nächsten fertiggebracht hatten, sich zu befreien, zu vergessen und ... zu tanzen!

Zuletzt beschloss ich, diesen Text wie einen Brief zu schreiben, der in erster Linie an diese meine Freund*innen gerichtet ist. Adressiert

ist er zudem an alle, die ihn lesen wollen. An alle, die in unserer ach so glücklichen arabischen Welt der queeren Gemeinschaft angehören. Inzwischen habe ich verstanden, was für eine Kraft durch Coming-Outs und geteilte Geschichten zwischen Gefährt*innen und Fremden entstehen kann. Eine solch enorme Kraft, dass sie beim Durchhalten und Weitermachen hilft. Darum entschied ich, hier zu erzählen: von dem Käfer, der in mir hauste. Vielleicht kann meine Erzählung ja jemandem helfen, die eigene Einsamkeit zu überwinden. Die Angst. Den Selbsthass. Die Besessenheit mit Maskulinität. Oder den Drang, Schlaftabletten zu schlucken und sein Leben zu beenden. All das zu überwinden. Wir sind kein Ungeziefer. Keine Teufel. Wir sind keine Kranken, keine Kinderschänder. Wir sind keine Agenten des Westens, des Zionismus, der Freimaurer oder des Butzemanns. Wenn es einen Gott gibt, dann wird er es wohl gewesen sein, der uns erschaffen hat. Zweifellos. Darum gehört jede Doktrin, die das Gegenteil behauptet, in die Tonne.

Wenn es wiederum keinen Gott gibt, so schaden wir zumindest keinem, mit dem, was wir im gegenseitigen Einverständnis tun. Und wenn wir auf offener Straße getötet, von hohen Gebäuden gestürzt oder festgenommen werden, wenn auf Polizeiwachen unsere Intimsphäre durchleuchtet wird, werden wir nicht sagen: »Aber wir sind doch auch Menschen, selbst wenn wir queer sind«, sondern wir werden sagen: »Ja, wir sind queer, und das sind unsere Rechte.« Und wenn wir um unser Überleben kämpfen, legen wir Priorität auf den Kampf für alle. Denn wir kämpfen für Freiheit, Gerechtigkeit und die Rechte aller Menschen. Weil diejenigen, die unsere Rechte verletzen, durch uns die Verletzung der Rechte aller legitimieren, indem sie an uns zuerst üben, was sie später gegen alle loslassen. Das alles habe ich nicht in der Hoffnung aufgeschrieben, die Dummen und Bösen, die, die uns verachten, zu bekehren. Von ihnen erwarte ich mir sowieso nichts weiter als eine Riesenflut an Beleidigungen, Flüchen und Anschuldigungen, sollte es dieser Text je ans Licht schaffen. Nein, diesen Text schreibe ich für meinesgleichen.

Ein langer Text. Nachdem ich mein Leben bis ins kleinste Detail darin preisgegeben habe, bin ich gleich beim Schluss angelangt. Jetzt bleibt mir bloß noch eines: Zuzugeben, dass mein Vorname nicht Raef und mein Nachname nicht al-Shalabi ist. Ich habe einen fast achtzigjähri-

gen Vater, für den ich das Licht der Welt bin. Jedes Mal, wenn ich beim Schreiben an ihn dachte, schien mir, mein Schreibtisch und mein Stuhl würden Reißzähne und Klauen ausfahren, um sie mir ins Herz und die Gedärme zu rammen. Ich werde ihm nicht das Herz brechen. Nicht meinem Vater, der alles gegeben hat, um mich glücklich zu machen. Ich sage ihm nicht, wer ich wirklich bin. Ich werde seine Gesundheit nicht aufs Spiel setzen. Ich riskiere seine Liebe nicht, riskiere nicht, dass er auf mich stolz ist. Wenn er eines Tages stirbt, werde ich bitterlich um ihn weinen. Meine Trauer um ihn wird eine Doppelte sein: die Trauer darüber, ihn zu verlieren, und die Trauer darüber, dass er so lange gelebt hat, ohne den wichtigsten Teil meiner Lebensgeschichte zu kennen. Aber ich kann nicht zulassen, ihn gebrochen, schockiert und traurig zu sehen – oder wütend, hart und aufbrausend. Um seinetwillen – ihm zuliebe – werde ich auch in Zukunft mit dieser sonderbaren Mischung aus Schönfärberei und Lüge leben, welche die Leute früher einmal *Taqiyya* nannten. Nach ihm bleibt mir, ganz gleich, wem ich begegne, keine Option als die Wahrheit. Sie ist die einzige Option, die wir als Gemeinschaft haben.

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl.

